

Kriegswaffen und Taktik

Autor(en): **Elgger, von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **13=35 [i.e. 14=34] (1868)**

Heft 25-26

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-94159>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Allgemeine Schweizerische Militär-Zeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

Der Schweiz. Militärzeitschrift XXXV. Jahrgang.

Basel.

XIII. Jahrgang. 1868

Nr. 25 & 26.

Die Schweizerische Militärzeitung erscheint in wöchentlichen Nummern. Der Preis per Semester ist franko durch die ganze Schweiz Fr. 3. 50. Die Bestellungen werden direkt an die „Schweizerische Verlagsbuchhandlung in Basel“ adressirt, der Betrag wird bei den auswärtigen Abonnenten durch Nachnahme erhoben.

Verantwortliche Redaktionen: Oberst Wieland und Hauptmann von Egger.

Inhalt: Kriegswaffen und Taktik. — Die Lehre vom Krieg an der eidg. Hochschule. — Die strategischen Grenzverhältnisse und die Verteidigung der Schweiz. — Blankenburg's Deutscher Krieg von 1866. — Die Zugschule für Fußtruppen.

Einladung zum Abonnement.

Die Schweizerische Militärzeitung erscheint im Jahr 1868 in wöchentlichen Nummern und kostet per Semester vom 1. Juli bis 31. Dezbr. franko durch die ganze Schweiz

Fr. 3. 50.

Die Redaktion bleibt die gleiche; auch in dem folgenden Semester werden die offiziellen Mittheilungen des eidgen. Militärdepartements, die eidgen. Militärgesetze, Entwürfe und Bottschaften mitgetheilt werden und demgemäß ein wichtiges Material jedem Offizier bieten.

Den bisherigen Abonnenten senden wir das Blatt unverändert zu und werden mit Nr. 29 des neuen Semesters den Betrag nachnehmen. Wer die Fortsetzung nicht zu erhalten wünscht, beliebe die erste Nummer des neuen Abonnements zu refusiren.

Neu eintretende Abonnenten wollen sich bei den nächsten Postämtern abonniren oder sich direkt in frankirten Briefen an uns wenden.

Zum voraus danken wir allen Offizieren, die des Zweckes wegen, für die Verbreitung der Militärzeitung arbeiten.

Reklamationen beliebe man uns frankirt zuzusenden, da die Schuld nicht an uns liegt; jede Expedition wird genau kontrollirt, ehe sie auf die Post geht. Veränderungen im Grade bitten wir uns rechtzeitig anzuzeigen, damit wir die betreffende Adresse ändern können.

Wir empfehlen die Militärzeitung dem Wohlwollen der H. Offiziere.

Basel, im Juni 1868.

Schweizerische Verlagsbuchhandlung.

(Eugé Richter.)

Kriegswaffen und Taktik.

(Fortsetzung.)

VI. Die Feuerwaffen und die Taktik.

1) Feuer- und Nahwaffen.

Die größere den Feuerwaffen innewohnende Zerstörungskraft war Ursache, daß dieselben die Kriegswaffen, welche im Alterthum und Mittelalter gebräuchlich waren, verdrängten.

Die Feuerwaffen verdrängten die Fernwaffen des Alterthums, weil sie wirksamer und zuverlässiger als diese waren. Wie den Bogen, die Armbrust und Schleuder machten sie Speiße, Hellebarben und Harnische verschwinden. Nahwaffen und Rüstungen verloren den Werth, als es wegen der mörderischen Wirkung des Feuers selten mehr zum Zusammenstoß und zum Handgemenge kam. Weder Harnisch, Schild noch Panzer vermochte dem Geschöß der Feuerwaffen zu widerstehen, und so fürchtbar die Nahwaffen früherer Zeit auch waren, so verloren sie gerade wie die Defensivwaffen ihre Bedeutung, als das Feuer des kleinen Gewehres und der Eisenhagel des schweren Geschüzes den kühnsten Angriff scheitern machen konnte.

Statt des Speiße und der Hellebarde gab man den Soldaten für den seltenen, doch möglichen Fall des Handgemenges zu der Handfeuerwaffe das Bajonett. Dieses ist zwar im Nahkampf bei weitem nicht so wirksam als die frühern Stich- und Schlagwaffen — doch der Umstand, daß in der Bajonettflinte die Fern- und blanke Waffe in einer vereint sind, macht diese den vollkommensten Waffen des Alterthums und Mittelalters unendlich überlegen.

Die Einführung und allgemeine Verbreitung der Feuerwaffen blieb nicht ohne Einfluß auf das Gefecht.

2) Einfluß der Feuerwaffen auf das Gefecht.

Der Unterschied, den wir zwischen den Kämpfen des Alterthums und denen der Neuzeit finden, ist durch die Verschiedenheit der Waffen bedingt.

In den Schlachten des Alterthums haben die Nahwaffen und das Nahgefecht entschieden; die Fernwaffen hatten eine sehr untergeordnete Bedeutung; jetzt ist es umgekehrt. Die Fernwaffen und der Fernkampf entscheiden die Schlachten. Die Wirkung der Nahwaffen kommt im Gefecht kaum mehr in Betracht.

In dem Maße als die Feuerwaffen vervollkommen wurden und eine größere Verbreitung erhielten, trat der Fernkampf mehr und mehr an die Stelle des Nahkampfes. Das Handgemenge verschwand, als man das Mittel gefunden hatte, den Feind aus der Ferne durch Flinten- und Geschützfeuer niederzuschmettern.

Mit jeder Vervollkommenung der Feuerwaffen erhielt das Ferngefecht eine gesteigerte Bedeutung. Wie im Alterthum und Mittelalter die Nahwaffen, so entscheiden jetzt die Fernwaffen. Der Nahkampf und das Handgemenge haben dem Fernkampf weichen müssen.

3) Epochen der Feuertaktik.

Die Zeit, wo die Feuerwaffen eine Rolle auf den Schlachtfeldern spielen, läßt sich in drei Abschnitte theilen, nämlich in die Uebergangsperiode, wo die Feuer- und blanken Waffen neben einander eine Rolle auf den Schlachtfeldern spielten, und in die, wo die Entscheidung sozusagen ausschließlich durch das Feuergefecht stattfindet. In letzterer Periode kann man die Lineartaktik und die der von Kolonnen unterstützten Trailleure unterscheiden.

4) Uebergangs-Periode.

Als die Handfeuerwaffen in Aufnahme kamen, verwendete man anfänglich die Hackenschützen, ähnlich den Leichtbewaffneten des Alterthums. Der Büchenschütze focht neben dem Armbrust- und Bogenschützen in zerstreuter Ordnung. Anfangs hatte der Bogenschütze vor dem Büchenschützen den Vortheil schnellerer Bedienung seiner Waffe voraus. Schneller als gegen den Bogen kam die Feuerwaffe gegen die Armbrust in Vortheil, welche langsamer und schwerer zu bedienen war als der Bogen.

Im 14. und bis über die Mitte des 15. Jahrhunderts waren die Feuerwaffen selten. Die erste Schlacht, wo dieselben eine größere Rolle spielten, ist die von Murten 1476. Comines erzählt, daß das Heer der Eidgenossen in dieser Schlacht aus 31000 Mann auserlesenen Fußvolkes und 4000 Reitern bestand habe. Von ersteren seien 11000 mit langen Speisen, 10.000 mit Hellebarden und 10.000 mit Büchsen bewaffnet gewesen. Diese Anzahl Feuerwaffen war für die damalige Zeit unerhört, und die Schlacht von Murten muß als die erste angesehen werden, wo dieses neue Zerstörungsmittel eine bedeutende Rolle auf dem Schlachtfelde zu spielen anfing.

Noch im Anfang des 16. Jahrhunderts waren die Handfeuerwaffen in den Heeren wenig zahlreich. Doch

trugen in der Schlacht von Bicocca und Pavia die spanischen Schützen Pescaras hauptsächlich zum Siege der Kaiserlichen über die Franzosen und die mit ihnen verbündeten Schweizer bei.

Wenn man Anfangs die Büchenschützen zum zerstreuten Gefecht ausschließlich verwendete und sie als verlorene Knechte vor der Front fechten ließ, so stellte man und zwar schon im Anfang des 16. Jahrhunderts gerne ein Glied Büchenschützen hinter das erste Glied der Speisträger auf. Das Feuer derselben auf kürzeste Entfernung im letzten Augenblick vor dem Zusammenstoß der Massen war sehr geeignet, den Einbruch in die feindliche Schlachtlinie zu erleichtern. Wie die Feuerwaffen zahlreicher wurden, hing man aus Schützen gebildete Flügel an die Schlachthaufen an.

Da die Feuerwaffen anfänglich nur langsam geladen werden konnten und das Feuer deshalb langsam war, stellte man die Schützenabtheilungen auf eine große Anzahl Glieder hinter einander auf. Wenn das erste Glied gefeuert hatte, machte es rechts und links um, und begab sich hinter das letzte, um wieder zu laden, das zweite und die folgenden Glieder benahmten sich in ähnlicher Weise bis das erste wieder vorn war.

In demselben Maße, als die Geschwindigkeit des Feuers durch eine bessere Konstruktion der Waffen und eine leichtere Art ihrer Handhabung gesteigert wurde, wurde die Zahl der Büchenschützen in den Armeen vermehrt, die Anzahl der Glieder der Schützenabtheilungen dagegen vermindert.

Während am Anfang des 16. Jahrhunderts die Büchenschützen gewöhnlich kaum $\frac{1}{10}$ der Speisträger bildeten, findet man dieselben ein Jahrhundert später mit den Pikinieren und Hellebardieren in gleicher Zahl. Nach der Mitte des 17. Jahrhunderts war die Zahl der Speisträger bereits auf $\frac{1}{6}$ der Büchenschützen heruntergeschmolzen.

Wenn die Feuerwaffen Anfangs Hülfsstoffe waren und die Entscheidung durch den Zusammenstoß und das Handgemenge der Schlachthaufen erfolgte, so erhielt das Feuergefecht doch eine immer steigende Bedeutung. Nach der Mitte des 17. Jahrhunderts beschränkte sich die Rolle der Speisträger bloß mehr darauf, die Schützen gegen Reiterangriffe sicher zu stellen. Das Schießgewehr und das Feuergefecht spielten daher bereits die Hauptrolle im Gefecht.

Wie aber das Feuergefecht an Wirksamkeit gewann, wie die Zahl der Handfeuerwaffen in den Armeen vermehrt wurden und es wegen der Feuerwirkung seltener und seltener zum Zusammenstoß kam, verlor die tiefe Formation ihren Vortheil und desto mehr trat die Nothwendigkeit dünner Formationen hervor. Nachdem Heinrich IV., Moriz von Nassau und Gustav Adolph successive die Tiefe der Aufstellung vermindert hatten, beschränkte man endlich die Zahl der Glieder auf die, welche beim Feuern aus geschlossener Front thätig werden konnte.

5) Lineartaktik.

Da die Feuerwaffen in Bezug auf Treffsicherheit noch am Anfang des letzten Jahrhunderts mangel-

haft waren, doch die Einführung des Steinschlosses, des konischen Zündlochs, des eisernen Ladstocks und der Papierpatronen ein schnelles Feuer ermöglichten, so suchte man das, was an Präcision abhing, durch die Anzahl der Schüsse zu erreichen. Dieses gab zu einer besondern Fechtart, der sog. Lineartaktik Veranlassung.

Der alte Fürst von Anhalt-Deßau hatte die preussische Infanterie auf 3 Glieder gestellt. Durch unablässige Uebung wurde dieselbe auf einen Grad großer Manövrierfähigkeit gebracht; was Feuerschnelligkeit anbelangt, war die preussische Armee unübertroffen. Zum Feuern kletete das erste Glied der Infanterie nieder, das zweite und dritte feuerte darüber weg. Wie Friedrich II. in der Geschichte seiner Zeit bemerkt, brachte es die preussische Infanterie dahin, in der Minute 5 Schüsse zu schießen. Um die Schnelligkeit des Feuers zu verwerthen, und über das vor der Front liegende Terrain in einer gegebenen Zeit eine möglichst große Anzahl Kugeln wegsenden zu können, nahm man zum Gefecht eine Schlachtordnung in langer dünner Linie an. Die deployirten Bataillone stellten sich neben einander und rückten gerade dem Feind entgegen. Auf kurze Distanz von der feindlichen Linie machten sie Halt und begannen das Bataillfeuer. Wenn der Feind durch das Feuer erschüttert war und die Bataillone (nach dem Ausdruck Friedrichs) um die Fahnen wirbelten, dann entschied ein Reiterangriff den noch wankenden Sieg.

Da in der Zeit der Lineartaktik die Entscheidung im ersten Treffen lag, so bildete Friedrich nur zwei Treffen, von welchen das zweite meist nur halb so stark als das erste war.

6) Taktik der Tirailleurs und Kolonnen.

Die Lineartaktik, die in den Schlachten des siebenjährigen Krieges ihre höchste Ausbildung erlangte, erhielt sich bis zur Zeit der französischen Revolution. Die Lineartaktik erforderte lange Uebung, als aber die französische Republik von den Heeren des vereinten Europas bedroht war und das Aufgebot in Masse stattfand, mußte man im Drang der Umstände von der frühern Fechtart abgehen, Intelligenz und Tapferkeit mußten die fehlende taktische Ausbildung ersetzen; doch die jungen Krieger, welche unter den begeisterten Klängen der Marseillaise ins Feld zogen, verlangten nichts besseres, als gegen die feindlichen Batterien geführt zu werden, um für die Freiheit und die öffentliche Wohlfahrt in den ersten Reihen zu fallen; Anfangs hatten sich die ungeübten Freiwilligenbataillone unwillkürlich im Gefecht aufgelöst, jugendlich geniale Anführer wußten aber eine den improvisirten Heeren angemessene Taktik zu schaffen, nämlich die Taktik der von Kolonnen unterstützten Tirailleurs, eine Taktik, die lange den Sieg an die französischen Fahnen kettete.

Dichte Tirailleurschwärme bildeten einen Vorhang vor der Schlachtlinie, ihnen folgten Massen, sie abzulösen, sie zu unterstützen, und wenn der Feind durch das Feuer der Tirailleurs erschüttert war, durch

den in Masse ausgeführten Bajonettangriff den Sieg zu entscheiden.

Oft sah man ganze Regimenter oder Brigaden in dichten Tirailleurschwärmen fechten. Die Tirailleurs benützten jede Terrainfalte, jeden Busch, um aus nächster Nähe den feindlichen Linien Schaden zuzufügen. Während ein Theil der Tirailleurs den Feind in der Front beschäftigte, warf sich ein anderer auf dessen Flanke, um ihn dann im Rücken anzufallen.

Oberst Marbot sagt: „den Generalen Dumouriez, Custine und Dugommier ist Frankreich, wenn nicht die Erfindung doch die Ausführung dieses schönen Manövers schuldig, welches sie zuerst, und lange allein in unsern Armeen vollziehen ließen; doch auf den höchsten Grad der Vollkommenheit wurde die Kunst des Gebrauchs der Tirailleurschwärme durch die Generale Massena und Augereau gebracht und ihre berühmten Divisionen verdankten vorzüglich dieser furchtbaren Angriffsweise ihre glänzendsten Erfolge in den Pyrenäen und in Italien.“

Ebenso sagt General Mathieu Dumas: „Es gab in dem, was wir die Revolutionskriege nennen, kein Postengeficht, kein Angriff von Verschanzungen und keine entscheidende Unternehmung in einer geordneten Schlacht, welche nicht durch die Kühnheit und Geschicklichkeit der Tirailleurs vorbereitet und unterstützt worden wäre. Oft sah man die tüchtigsten feindlichen Truppen beider Waffen erschüttert und beinahe vernichtet, ohne sich gegen den Vorhang von Feuer halten zu können.“

Die zahlreichen Tirailleurschwärme, die sich zur Wette aneiferten, unerschrocken vorrückten, mit Ruhe die vortheilhaftesten Punkte und selbst die geringsten Deckungsmittel benützten, kaltblütig und sicher zielten, verursachten dem Gegner ungeheure Verluste, während sie selbst nur geringe erlitten.

Wie in den Revolutionskriegen die in Linien fechtenden Regimenter der Allirten, so unterlag die preussische Lineartaktik 1807 in der Schlacht bei Jena und Querskädt der Fechtart der Kolonnen und Tirailleurs.

In der Folge fand die zerstreute Fechtart in allen Armeen Eingang und 1813 sehen wir die Preußen bei Lützen, Bautzen und Großbeeren in dichten Tirailleurschwärmen fechten.

In den Kriegen des ersten französischen Kaiserreichs erhielt die dreifache Fechtart der Infanterie in Linie, Kolonne und als Tirailleurs den höchsten Grad der Ausbildung. Nach Umständen wurden diese Fechtarten mit einander kombinirt angewendet, so blieb es bis auf die neueste Zeit.

Mit der Einführung der Kolonnen- und Tirailleurs-Taktik machte sich die Nothwendigkeit starker Reserven fühlbar.

Die Division (ein der römischen Legion entsprechender, aus allen drei Waffen gebildeter Heereskörper) fecht in der Schlacht in zwei oder drei sich folgenden Treffen. Starke Armee-Reserven gaben dem Feldherrn die Möglichkeit, dem Unerwarteten entgegen zu treten und durch Anwenden überlegener Massen auf den entscheidenden Punkten des Schlachtfeldes den noch wankenden Sieg herbeizuführen.

Die Armeereserve wird, insofern sie aus Infanterie besteht, meist aus Elite-Truppen, auf die man sich vollkommen verlassen kann, gebildet. Was Napoleon für ein Mittel des Sieges sich in seiner Garde geschaffen, ist bekannt.

(Schluß folgt.)

Die Lehre vom Krieg an der eidgenössischen Hochschule.

Ueber die Absicht der Bundesbehörde an der eidg. Gewerbe-Hochschule (Polytechnikum) in Zürich die Kriegswissenschaft lehren zu lassen, habe ich im Bund Nr. 117 vom 28. April 1868 unter der Aufschrift „Unsere Kriegsschulen“ die Grundzüge meiner Anschauung veröffentlicht.

Bevorworten muß man unbedingt die Einführung der Lehre der Kriegskunst und Wissenschaft in einem für uns fruchtbaren Geiste an der höchsten bestehenden eidg. Behranstalt, doch die Art und Weise, wie dieselbe beabsichtigt zu werden scheint, kann ich dem Zweck nicht entsprechend finden, obwohl ich sehe, daß bei den gegenwärtig herrschenden Meinungen das (nach meiner Ansicht) Wahre kaum erhältlich sein wird.

Ob zwei Lehrstühle ein Uebergang zum Besseren oder zum Schlimmern, zur Selbständigkeit oder zum Aufgehen in die Anschauungen anderer Kriegsmächte sein wird, das hängt freilich wieder von dem Geist ab, womit dieselben besetzt und besetzt werden.

Der Krieg ist die höchste Kraftsteigerung eines Volks, also derjenige Zustand, in dem sich seine Eigenthümlichkeit am höchsten und schärfsten ausdrücken soll. Je vollendeter dieß geschieht, desto größer die Kraft, desto sicherer der Sieg. — Dieß ist der Schlüssel zu der bekannten, von allen Fachmännern anerkannten Wahrheit, daß nur durch eigenthümliche, bisher unbekannte, häufig von den Gegnern mißachtete Mittel der Sieg errungen wird. Dazu kommt dann noch das Ueberraschende, den Feind Verwirrende, das jede eigenthümliche Kriegsführung mit sich bringt. — Die Nothwendigkeit der Kraftsteigerung, also der möglichst eigenthümlichen Kriegsführung, steigert sich aber mit der Kleinheit, der geringen Seelenzahl eines Volks. Uebrigens ist schon die Kleinheit eines Volks häufig Ursache solcher Eigenthümlichkeit.

Gibt ein kleines Volk seine Eigenthümlichkeit auf, ganz besonders in dem Gebiete seines Lebens, wo sie für seine Fortdauer am Allerndichtigsten ist, im Wehrwesen, so gibt es unfehlbar auch sein Dasein auf; es muß nothwendigerweise in dem größeren Staat aufgehen, von dem es am meisten angenommen hat, von dem seine Eigenthümlichkeit am meisten abgeschwächt worden ist. — Daher gingen wir 1798 in Frankreich auf. Wir hatten dort unsere Kriegsschulen gesucht. — Daher mußte der Sonderbund in die Eidgenossenschaft aufgehen. Er hatte eine zu wenig eigenthümliche Kriegsführung angewandt

(weil er seinem Ursprung nach zu wenig eigenthümliches Leben, zu wenig Recht zum Dasein hatte).

Niemand mehr, als wir Eidgenossen, von denen die ganze kriegswissenschaftliche Welt anerkennt, daß wir 200 Jahre lang gerade durch die Eigenthümlichkeit unserer Kriegsführung, durch die ganze volle freie, durch keine Künsteleien gebrochene Kraft unseres ganzen Volkes, durch unser völlig volkstümliches Wehrwesen siegten, — von denen auch heute die Eigenthümlichkeit unserer Staats- und einiger Grundzüge unserer Wehr-Zustände von der ganzen Welt anerkannt sind, haben zufolge dieser geschichtlichen Thatsachen, zufolge unserer Kleinheit, zufolge des Wachstums aller uns umgebenden Kriegsmächte, zufolge der oben kurz nachgewiesenen Wahrheit, daß in keinem Ding die Eigenthümlichkeit nöthiger ist, als im Wehrwesen, Niemand, sage ich, hat mehr Grund — Pflicht — und thatsächlichen und geschichtlichen Stoff, uns ein eigenthümliches, also (weil bei uns das Volk, nicht Fürsten herrschen) ein volkstümliches Wehrwesen zu schaffen, als wir Eidgenossen.

Wie sehr ein schwaches Volk eines eigenthümlichen Wehrwesens bedarf, haben unter Anderem auch zur Zeit von Preußens tiefster Schmach unter Napoleon die Männer erkannt, die es retteten: ein Scharnhorst (damals als „unpraktisches Original“, „gelehrter Pöbel“ bespöttelt), ein Clausewitz, — vor Allem aber ein Gneisenau (der „Poet“ „tête brulée“) dessen Leben ich gerade jetzt lese, worin ich die überraschendsten und ermutigendsten Dinge finde.

Aber was preussisch ist, ist eben nur bei den Preußen eigenthümlich und kraftvoll, bei uns wird es schwächliche Nachäfferei!

Es ist daher, — wenn wir wenigstens ein selbständiges Volk der Eidgenossen im Krieg, wie im Frieden bleiben wollen, unsere höchste Pflicht, Alles zu thun, um uns wieder eine eigenthümliche Kriegsführung, ein eigenthümliches Wehrwesen zu schaffen, was wir seit bald 400 Jahren (1499) vergessen haben. — Deshalb braucht sie nicht eine geübte, erzwungene zu sein. Der Stoff dazu findet sich vielmehr ganz von selbst und ungesucht im Volke, seiner alten und — sogar seiner neuesten Kriegsführung. Je unerwarteter, je mehr aus dem Stegreif ein menschliches Wesen, sei es nun ein einzelner Mensch oder ein Gemeinwesen handelt, desto wahrscheinlicher wird sich darin seine ganze Eigenthümlichkeit ungesucht und ungekünstelt zeigen. Wann war dieß nun zuletzt der Fall? Wann würde in 24 Stunden aus der tiefsten Ruhe ein nach langer heimlicher Vorbereitung erscheinender Feind blitzschnell aus dem Stegreif geschlagen? „Am 3/4. Herbstmonat 1856“. — Dieß nur als ein Beispiel, wie ungesucht wir auf unserem eigenen Boden die Bausteine zu unserem Werk finden.

Ein Grundzug unserer Wehrverfassung zu allen Zeiten und der, welcher sich am Reinsten erhalten, ist nun die Einheit des Bürgers (in seiner Urbedeutung, derjenige, der das „Burg“-Recht, als Recht und Pflicht genießt, dem die Stadt oder der Staat eine „Burg“ ist, der darin geborgen, geschützt ist, sich